

(Nachdruck verboten.)

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Nach der Ernennung von Rousseau und Lavignière wollte man die Sitzung aufheben, als der Vorsitzende noch die den Gründern eingeräumte Prämie von zehn Prozent erwähnen zu sollen glaubte; diese Gesamtsumme von viermalhunderttausend Frank wurde auf seinen Antrag hin von der Versammlung auf die Gründungskosten genommen. Das war ja eine Kleinigkeit, etwas mußte man doch opfern! Die großen Aktionäre ließen alsdann die Menge der kleinen mit dem Getrappel einer Schaßherde sich verlaufen und blieben bis zuletzt; draußen auf dem Trottoir wechselten sie einen Händedruck und gingen vergnügt lächelnd auseinander.

Schon tags darauf trat der Aufsichtsrat im Hotel Orviedo in Saccards früherem Salon zusammen, der zum Sitzungsraum umgestaltet war. Ein geräumiger Tisch mit einem Teppich von grünem Sammet, von zwanzig Sesseln aus gleichem Stoffe umgeben, nahm die Mitte des Raumes ein. Derselbe enthielt sonst keine Möbel als zwei lange Bücher-schränke, deren Scheiben im Innern mit grünseidenen Vorhängen versehen waren. Die dunkelroten Tapeten machten das Gemach düster, die drei Fenster gingen auf den Garten des Hotel Beauvilliers.

Nur dämmerndes Tageslicht kam vom Garten herein, wie aus dem Frieden eines unter dem Schatten seiner grünen Bäume schlummernden alten Klosters. Das Ganze trug einen ernsten, vornehmen Anstrich, man befand sich in einer Umgebung althergebrachter Hebllichkeit.

Der Aufsichtsrat kam behufs Ernennung seines Vorstandes zusammen und war, als es vier Uhr schlug, fast vollzählig. Der Marquis de Bohain mit seinem hageren Wuchs und seinem blaffen, aristokratischen Köpfchen war ein würdiger Vertreter des alten Adels, wogegen der freundliche Daigremont die reichen Emporkömmlinge des Kaisertums mit ihren prunkvollen Erfolgen vertrat. Sebille, weniger angstgequält als sonst, plauderte mit Woll über eine unerwartete Bewegung auf dem Wiener Markt. Ringsum saßen die übrigen Aufsichtsratsmitglieder, der große Haufe, laufend da; die einen suchten eine Börsennachricht zu erhaschen, andre unterhielten sich über ihre persönlichen Angelegenheiten. Sie waren ja nur da, um die Zahl voll zu machen und an den Tagen der Beute ihren Anteil einzubeheimsen. Suret kam wie immer zu spät, atemlos und angeblich im letzten Augenblick aus einer Ausschussitzung der Kammer entsprungen. Er entschuldigte sich, und man nahm auf den Sesseln um den großen Tisch Platz.

Als Alterspräsident hatte der Marquis de Bohain auf dem Präsidentenstuhle Platz genommen, der höher und vergoldeter war als die übrigen. Saccard als Direktor saß ihm gegenüber. Sobald der Marquis erklärt hatte, man wolle jetzt zur Ernennung des Vorsitzenden schreiten, erhob sich Samelin, um jede Kandidatur abzulehnen: er habe gehört, daß mehrere der Herren für das Präsidentenamt an ihn gedacht hätten, und wolle hiermit darauf hinweisen, daß er schon am folgenden Tage nach dem Orient abreisen müsse, daß er überdies in der Buchführung, in Bank- und Börsengeschäften gänzlich unerfahren sei und demgemäß die Last der vorliegenden Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen könne.

Höchst erstaunt vernahm dies Saccard; noch tags zuvor galt die Sache als abgemacht. Er erriet hier den Einfluß Frau Karolinens auf ihren Bruder, denn er wußte, daß beide am Vormittag eine längere Unterredung gehabt hatten. Da er aber keinen andern Vorsitzenden als Samelin haben wollte, keinen Unabhängigen, der ihm in den Weg treten könnte, so erlaubte er sich, einzugreifen und darzulegen, daß das Amt des Vorsitzenden in erster Linie ein bloßes Ehrenamt sei; es sei genügend, wenn er bei den Generalversammlungen zur Stelle sei, um die Anträge des Aufsichtsrates zu befürworten und die herkömmlichen Reden zu halten. Ueberdies werde man einen Stellvertreter des Vorsitzenden wählen, um die nötigen Unterschriften zu erteilen. Was das übrige, den rein technischen Teil anbetreffend, die Buchführung, die Börsengeschäfte, die tausendfältigen inneren Einzelheiten jedes großen Bankhauses, so sei er, Saccard, der Direktor, zu diesem Zweck er-

nannt. Nach dem Statut liege ihm die Leitung der Arbeiten sämtlicher Dienstzweige ob, die Effektivierung der Einnahmen und Ausgaben, die Führung der laufenden Geschäfte, die Vorbereitung der Aufsichtsratsitzungen, — mit einem Worte, er sei die Exekutivgewalt der Gesellschaft. So stichhaltig diese Gründe zu sein schienen, sträubte sich Samelin nichtsdestoweniger noch lange Zeit. Daigremont und Suret selbst mußten aufs entschiedenste in ihn dringen. Soheitsvoll blieb der Marquis de Bohain ganz unbeteiligt. Schließlich gab der Ingenieur nach und wurde zum Vorsitzenden des Aufsichtsrats ernannt; zum stellvertretenden Vorsitzenden wählte man einen unbekanntem Landwirt, ein ehemaliges Mitglied des Staatsrats, den Vicomte de Robin-Chagot. Er war ein gutmütiger und habgieriger Mann, eine vortreffliche Unterschriftsmaschine. Der Schriftführer wurde außerhalb des Aufsichtsrats aus dem Personal der Bank genommen; die Wahl fiel auf den Leiter des Emissionsbureaus.

Als es Nacht wurde, und über das große, ernste Gemach ein grünlicher Schatten von unsäglicher Traurigkeit herabsank, hielt man die gethane Arbeit für gut und ausreichend. Man ging auseinander, nachdem die Zahl der Sitzungen auf monatlich zwei festgesetzt war, die kleine jeweils am fünfzehnten, die große am dreißigsten des Monats.

Saccard und Samelin gingen zusammen in den Zeichnungsraum hinauf, wo Frau Karoline ihrer wartete. An der Verlegenheit ihres Bruders merkte sie sofort, daß er wieder einmal aus Schwäche nachgegeben. Einen Augenblick war sie darüber erbost.

„Aber hören Sie doch! Das ist unvernünftig,“ rief Saccard. „Bedenken Sie, daß der Vorsitzende ein Gehalt von dreißigttausend Frank bezieht, welches verdoppelt werden soll, sobald unsere Geschäfte an Ausdehnung gewonnen haben. Er sind nicht reich genug, um einen derartigen Vorteil zu verschmähen. . . Was fürchten Sie denn eigentlich?“

„Ich fürchte alles,“ erwiderte Frau Karoline. „Mein Bruder wird nicht da sein, und ich selbst verstehe nichts von Geldgeschäften. . . Sehen Sie, diese fünfhundert Aktien, für die Sie ihn eingetragen haben, ohne daß er sie sofort bezahlte! Nun? Ist das nicht eine Unregelmäßigkeit? Wäre man nicht straffällig, wenn das Geschäft eine schlimme Wendung nähme?“

Saccard lachte laut auf:

„Eine schöne Bagatelle! Fünfhundert Aktien, eine erste Einzahlung von zweihundsechzigtausendfünfhundert Frank! Wenn er nach der ersten Gewinnverteilung, ehe sechs Monate vergehen, die Kleinigkeit nicht bezahlen kann, dann ist's besser, wir springen sofort in die Seine, als daß wir uns die Mühe geben, etwas zu unternehmen. . . Nein, Sie können sich beruhigen, die Spekulation verhängt nur den Ungeheueren.“

Sie saß immer noch in strenger Haltung da, im wachsenden Dunkel des Zimmers. Dann brachte man zwei Lampen herein, die ihr helles Licht auf die Wände, auf die großen Pläne und die bunten Aquarellbilder warfen, vor denen sie so oft von jenen fremden Landen träumte. Noch war die Ebene nackt, noch schlossen Berge den Gesichtskreis ab, und sie stellte sich die Not jener alten, auf ihren Schätzen schlummernden Welt leibhaftig vor, welche nunmehr durch die moderne Wissenschaft aus ihrem Schmutz und ihrer Unwissenheit gerüttelt werden sollte. Wie viel Schönes und Gutes blieb noch zu erfüllen! Und nach und nach ließ eine Vision neue Geschlechter an ihren Blicken vorüberziehen, ein stärkeres und glücklicheres Menschengeschlecht sproßte aus dem alten Boden empor, der von dem Fortschritt frisch umgepflügt war.

„Die Spekulation, die Spekulation!“ murmelte sie unwillkürlich und im Zweifel schwankend.

Saccard, der ihre gewohnten Gedanken wohl kannte, hatte auf ihrem Gesicht diese Zukunftshoffnungen verfolgt.

„Ja wohl, die Spekulation. Weshalb haben Sie Angst vor diesem Wort? . . . Die Spekulation ist eben die Loospeise des Lebens, das ewige Verlangen, das zum Kampf und zum Leben zwingt. . . Wenn ich einen Vergleich wagen dürfte, würde ich Sie überzeugen. . .“

Er lachte wieder, ein zartes Bedenken hatte ihn erfaßt. Doch rückte er trotzdem mit seinem Vergleich heraus, da er gern vor den Frauen rücksichtslos sprach:

„Nun, denken Sie, daß ohne. . . wie soll ich sagen? . . . ohne die Ausschweifung viele Kinder zur Welt kämen? Auf

hundert ungezeugte Kinder kommt kaum ein gezeugtes. Das Uebermaß bringt also das Notwendige hervor, nicht wahr?"

„Gewiß!“ antwortete sie verlegen.

„Nun, ohne die Spekulation könnte man keine Geschäfte machen, beste Freundin. . . Zum Teufel auch, warum soll ich mein Geld hervorziehen und mein Vermögen aufs Spiel setzen, wenn Sie mir nicht außergewöhnlichen Genuß bieten, ein rasches Glück, das mir den Himmel aufstuhlt? Mit dem gesetzlichen und kümmerlichen Lohn der Arbeit, mit dem weissen Gleichgewicht der täglichen Geschäftsumsätze ist das Dasein eine überaus flache Einöde, ein Sumpf, in dem alle Kräfte schlummern und verkommen. Lassen Sie dagegen ein Traum- bild am Horizont grell aufblitzen, versprechen Sie mit einem Sou einen Gewinn von hundert, bieten Sie allen jenen Schlafhauben die Jagd nach dem Unmöglichen an, die Jagd nach den innerhalb zweier Stunden inmitten der schrecklichsten Abgründe zu erobernden Millionen, dann geht der Wettkampf an, dann werden die Anstrengungen verzehnfacht, dann ist das Gedränge so gewaltig, daß die Leute einzig und allein um des Vermögens willen sich schweißtriefend abmühen und mitunter blühende Kinder hervorbringen, ich meine lebendige, großartige und schöne Dinge. . . Freilich giebt es viele scheinbar überflüssige Unflätigkeiten, aber fürwahr, die Welt müßte ohne sie zu Grunde gehen.“

Frau Karoline lachte jetzt auch mit; sie war nicht prüde. „Also,“ sprach sie, „geht Ihr Schluß dahin, daß man dies dulden muß, weil es in der Absicht der Natur liegt. . . Sie haben recht, das Leben ist nicht reinlich.“

Ein wirklicher Kampfesmut war in ihr beim Gedanken gewachsen, daß jeder Schritt nach vorwärts durch Blut und Not gegangen war. Das Wollen war ja die Hauptsache. Längs der Wände hafteten ihre Augen immer noch an den Plänen und Zeichnungen, und Bilder der Zukunft stiegen empor: Häfen, Kanäle, Landstraßen, Eisenbahnen, Ebenen mit großartigen und fabriktähnlich ausgerichteten Bauernhöfen, neue, gesunde, hochgebildete Städte, in denen man sehr alt und sehr gelehrt wurde.

„Wohlan,“ versetzte sie fröhlich, „ich muß wohl nachgeben, wie immer. . . Suchen wir ein wenig Gutes zu wirken, damit man uns verzeihe.“

Der Bruder schwieg immer noch; er trat jetzt heran und umarmte sie. Sie drohte ihm mit dem Finger:

„O Du, Du bist eine Schmeichelfarbe, Dich kenne ich. . . Morgen aber, wenn Du uns verlassen hast, kümmerst Du Dich nicht viel darum, was hier vorgeht, und sobald Du drüben in Deine Arbeiten vertieft bist, wird alles gut gehen und wirst Du von Triumph träumen, während uns vielleicht hier die Säge unter den Füßen zusammentracht.“

„Aber,“ rief scherzend Saccard, „wenn doch ausgemacht ist, daß er Sie als Gendarm bei mir läßt, um mich zu packen, sobald ich über die Schwur haue!“

Alle drei lachten laut auf.

„Sie können darauf rechnen, daß ich Sie packen werde! Behalten Sie nur im Gedächtnis, was Sie uns versprochen haben, uns beiden zunächst, dann auch so vielen andren, meinem waderen Dejoie zum Beispiel, den ich Ihnen warm empfehle. . . Ja, und auch unjren Nachbarinnen, diesen armen Damen von Beauvilliers. Heute früh habe ich wieder zugehört, wie die Köchin unter ihren Augen einige Stücke Leibwäsche waschen mußte, wohl um die Rechnung der Wäscherin herunterzudrücken.“

Einige Augenblicke plauderten alle drei freundschaftlich weiter, und Hamelins Abreise wurde endgültig verabredet.

Als Saccard wieder in sein Arbeitszimmer hinunterkam, meldete ihm der Diener, daß eine Frau auf ihn warte und nicht habe weichen wollen, obgleich er ihr gesagt habe, es sei Sitzung, und der Herr werde sie ohne Zweifel nicht empfangen können. Zuerst war er ungehalten — denn er war müde — und befahl, die Frau fortzuschicken, aber der Gedanke an seine Verpflichtungen gegen den Erfolg und die Furcht, er werde das Glück von sich wegwenden, wenn er seine Thüre verschließe, brachten ihn von diesem Vorhaben ab. Die Klut der Bittsteller stieg Tag für Tag, und aus dieser Menge schöpfte er eine freundige Trunkenheit.

Eine einzige Lampe beleuchtete das Zimmer, so daß er die Besucherin nicht recht sah.

„Herr Busch hat mich hierher geschickt, mein Herr. . .“

Der Zorn ließ ihn nicht niederstigen; er bot der Frau auch keinen Stuhl an. An dem dünnen Stimmchen in der überquellenden Körperfülle hatte er Frau Mécain erkannt.

Eine nette Aktionärin, dieses Weib, das die Aktien nach dem Gewicht kaufte!

Sie erzählte ruhig, Busch habe sie geschickt, um sich wegen der Emission der Banque Universelle zu erkundigen. Wären noch Titres verfügbar? Durfte man hoffen, einige zu bekommen, und mit der dem Konjortium eingeräumten Prämie? Dies war aber sicherlich nur ein Vorwand, um ins Haus einzudringen, die Vorgänge daselbst auszukundschaften und Saccard selbst auf den Zahn zu fühlen; denn die gefürchten, gleichsam mit dem Bohrer in die Zettmasse des Gesichtes gestochenen Augen der Mécain durchstößerten alles und schweißten immer wieder zu Saccard zurück, als wollten sie ihm in die Tiefe der Seele blicken. Nach langjähriger Geduld hielt Busch die famose Geschichte mit dem verlassenen Kinde für reif; er war jetzt zum Vorgehen entschlossen und schickte dieses Weib als Kundschafterin aus.

„Nichts mehr zu haben,“ antwortete Saccard barsch.

Sie fühlte, daß sie nichts mehr herausbekommen würde, und daß es heute umlag wäre, etwas zu wagen. Darum that sie einen Schritt zur Thür, ehe sie entlassen wurde.

„Weshalb verlangen Sie keine Aktien für sich selbst?“ fragte er, um sie zu verhöhnen.

Mit ihrer lächelnden Stimme, jener spitzen Stimme, die zu spotten schien, erwiderte sie:

„O, ich? das ist nicht mein Operationsfeld. . . Ich warte noch.“

Im gleichen Augenblick erschauerte Saccard beim Anblick der großen schabigen Ledertasche, welche die Mécain nie aus der Hand gab. An einem Tage, da alles nach Wunsch gegangen war, an dem Tage, da er über das Zustandekommen des heißersehnten Bar' anjes hochbeglückt war, sollte da diese alte Gaunerin die böse Fee sein, welche auf die in der Wiege schlummernden Prinzessinnen einen Fluch wirft? Er fühlte, daß sie mit entwerteten Papieren, mit außer Kurs gesetzten Werten gefüllt war, diese Ledertasche, die sie in den Geschäftsräumen seiner werdenden Bank umhertrug; er glaubte ihre Drohung zu verstehen, so lange als erforderlich zu warten, bis sie auch je i n e Aktien daselbst begraben könnte, wenn das Haus aus den Fugen ginge. Es war das Krächzen des Raben, der mit dem aufbrechenden Heere zieht und ihm bis zum Abend nach der Schlacht folgt, dann über dem Felde kreist und niedersiegt, da er weiß, daß es Tote zu fressen giebt.

„Auf Wiedersehen, mein Herr!“ jagte die Mécain leuchtend und sehr höflich, indem sie sich zum Gehen wandte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Pariser Leben.

I. Die Frau in Paris.

Es soll ein Wort geben, das sagt: Paris ist die Hölle der Pferde und der Himmel der Frau.“ Obgleich es die Pferde hier schlimm haben — man sieht nicht nur sehr viele stürzen — hier auf dem Montmartre kann man auch beobachten, wie die armen Tiere ängstlich die Straße hinuntergleiten, so wie man übers Eis „schleift“ — scheint es mir die Frau doch noch schlummer zu haben. Thätliche Mißhandlungen der Pferde sieht man kaum — aber die ganze Behandlung, die hier die Frau erfährt, ist eine große schreiende Mißhandlung.

Alle Welt weiß das Lob der Pariserin, alle Welt kennt ihre Vorzüge. Man bewundert ihre Leichtigkeit und Leichtgläubigkeit, ihre Lustigkeit und ihre Tanzlust, ihre Schönheit und Eleganz, ihre Ungeniertheit und ihre Gewandtheit, ihr Temperament und ihre Gefährlichkeit. Man bewundert ihre verführerischen Augen und ihre kunstvolle Frisur, ihre berlingten Finger und ihre geschminkten Lippen, ihre gemalten Wangen und hochgeschmürten Büxen. Man bewundert ihre Anterröde, und wie sie diese auf der Straße zu zeigen weiß, ihre Stiefelletten und seidenen Strümpfe, ihre drallen Baden und feinen Knöchel, ihren Gang und die Bewegung ihrer Hüften. Das alles bewundert man, aber nur wenige fragen sich nach dem Grunde, woher die Pariserin diese Vorzüge habe, wodurch sie sie ausgebildet habe, wodurch und wofür, was sie mit ihnen bezwecke und ob sie selbst ihrer froh sein dürfte — und kein Mensch fragt sich, ob, nach Beantwortung dieser Fragen, — diese Vorzüge wirklich noch Vorzüge genannt werden dürften, und ob sie nichts weiter seien im letzten Grunde als Mittel der Notwehr — der Notwehr gegen das Leben und den Mann, und Mittel der Herrschaft über das Leben und den Mann! Denn die Pariserin ist nichts, wenn sie das alles eingebüßt hat, sie ist nichts für sich! Was sie ist, ist sie nur für den Mann, was sie hat, hat sie nur für ihn, was ihr das Leben reicht, hat sie nur durch ihn. Sie muß dem Manne dienen, sie muß ihm dienstbar sein im weitesten Sinne. Sie ist eine Sache, sie ist je i n e Sache. Sie ist

Ellabin, aber sie ist Herrscherin zugleich darin. Sie ist Ellabin für die Lust des Mannes, sie beherrscht ihn durch ihre verführerischen Künste. Darum hat sie sie ausgebildet, Sie ist sich ihrer Macht bewußt, sie wählt ihre Mittel dementsprechend. Und sie hat gelernt, die Ellabin darin zu verstehen. Sie ist im Grunde verberbt. Sie fühlt sich nur als Herrscherin und weiß nichts von ihrer Abhängigkeit. Sie fühlt vielleicht die Verachtung, die ihr der Mann widerfahren läßt, aber sie troht ihm, indem sie ihn bezaubert, bezwingt — und sie schlägt ihm damit zuguterletzt ein Schnippchen. Sie ist eine betrogene Betrügerin, wie er ein betrogener Betrüger ist; sie halten sich vielleicht nicht selbst dafür, Mann wie Frau, aber sie halten sich einander dafür. Aus dem Seelischen ins Reale übertragen: die Frau hat gefiegt. Sie ist die infimstärkere, sie hat scharfer ihren Vorteil, ihren nächsten Vorteil, im Auge, sie kennt die Flüchtigkeit des Moments und bewahrt sich diese Erkenntnis in dieser Flüchtigkeit. Ist der Moment vorüber, war er doch nicht ohne Vorteil — und der neue Moment mag gesucht werden. So wird die Frau zur Dirne. Denn die Frau wird immer zur Dirne, wenn sie Sache, wenn sie Ware, wenn sie nur Geschlechtsweien ist. Sie muß sich prostituierten, das ist ihre Lebensfrage, es ist eine Selbstverständlichkeit, und es nicht zu thun, ist keine Tugend sondern eine Dummheit. Wo die Frau im Leben noch unter dem Manne und nicht neben ihm steht, wird sie immer das, was der Mann aus ihr macht! Menschlich und social — Begriffe, die nicht von einander zu trennen sind — ist diese Erscheinung im tiefsten Grade unverwundlich, bedauernswert für die Frau, die Opfer ist, traurig für den Mann, der sich selbst darin entwürdigt. Darin gerade aber liegt wieder die umgekehrte Wirkung als Folge-Erscheinung für das innere, wie äußere, öffentliche, wie private Leben und die socialen Verhältnisse im allgemeinen: Wer Opfer ist, erringt die Macht, und wer die Gewalt übt, wird das Opfer seiner Kreatur. Denn die Verfündigung am Menschen rächt sich immer am Verfündiger selbst. Das Verhältnis der Geschlechter zu einander aber ist immer verderblich, wenn es ohne Würde ist, so daß es beide Teile adelt und selbständig macht.

Die Pariserin ist nur Geschlechtsweien. Man beobachtet nur einmal daraufhin. Man beobachtet die Erscheinungen des Kokottentums, die gesellschaftliche Stellung der Kokotte, ihre Diktatur in den verschiedensten Lebenslagen und -Erscheinungen. Für Kunst und Mode, für Theater und Malerei giebt sie den Ton an, Erfolg und Mißerfolg entscheidet sie, Stellungen macht sie. Sie verdirbt Männer und verprägt Reichthümer und steigt höher von Stufe zu Stufe. Nach dem Glüd der großen Kokotte geht die kleine Dirne aus, ihre Carriere möchte die kleine Tänzerin, die kleine Schauspielerin machen — und manche wurde nur eine große Künstlerin, eine gefeierte Schönheit, eine gepriesene Dame dadurch, daß sie eine große Hure wurde. Man sehe die Stücke an, die auf der Bühne Erfolg haben, sie drehen sich um „die Liebe“, das heißt sie drehen sich um die eine Nacht. Sie haben die ganze Schaleit und Hohlheit der geschlechtlichen Frau, der weiblichen Geschlechtsheerrschafft. Sie machen Komödie um den einen Punkt herum und sind darin zu äußerer Geschicklichkeit herabgesunken. Profitiert hat der Maler. Es ist aber im Grunde auch nur ein formaler, ein äußerer Profit. Es ist der Gewinn intimster Kenntnis des Frauenleibes, oft auch nur der Frauentoilette, und ist das äußerste Raffinement in der Wiedergabe. Innerlich, an Sebenswertem, sagen diese Bilder nicht viel. Und ebenso ist's beim Bildhauer. Es müßte denn einmal ein Arbeitsgeher oder gar ein Ankläger aufstehen. Und auch solche giebt's. Solche, die die sociale Misere, die innere Hohlheit, den äußeren Glitzerglanz, den faulen Kern in der schönen Schale anklagen. Sie finden wenig Echo. Sie gefallen nicht. In absteigenden Zeiten gefällt immer, wer an die Wunden nicht rührt und im bunten Glanz des Leuzers den Gemüth zu befriedigen weiß. Und eben, wie man sagt, zu „genießen“ weiß. Das ist wieder ein Rückschluß auf den Mann, das Zermürbende solcher „Kultursteigerung“, das Morbide solchen Lebens deckt es auf.

Daß all diese Erscheinungen in der Ehe, die nichts als ein Handel ist, ihren Charakter nicht nur beibehalten, sondern sogar verschlimmern, braucht nicht besonderer Ausführung. Es ist selbstverständlich, es ist der Wurm im Holze, wo das Möbel auch stehe.

Der Vollständigkeit halber müßte das rein „Bildhafte“, das was bei den verschiedensten Gelegenheiten in die Anschauung tritt, noch dargestellt werden. Die Pariserin im Salon, im Restaurant, im Theater, im Varietés, auf der Straße, auf dem Tanzboden, die Pariserin der großen Boulevards, die Pariserin auf dem Montmartre, vorwiegend unter dem Einfluß der Kritiken, im Quartier latin vorwiegend unter dem Einfluß der Studenten. Welig, dem oberflächlichen, nur schauenden, vielleicht künstlerisch veranlagten Beobachter bietet sich viel Reizvolles. Es bietet sich ihm Buntzeit und Leichtigkeit, Eleganz und spielende Formen, es bietet sich ihm Anziehendes und Verstrickendes, denn überall tritt dieses Besondere deutlich und dominierend hervor, was nur die Pariserin hat und anzuwenden weiß, nur so hat und so anwendet. Es ist gewissermaßen eine neue Seite des Lebens, das scheinbar kein Gewicht, keine Schwere, keine Abgründe hat, es ist eine heitere Seite, die keine Erinnerung kennt, kein Gestern, aber auch kein Morgen. Der Leichtsin ist Gott und die Freiheit sein Prophet, die Freiheit des Gemüthes. Aber damit bleibt man nur auf der Oberfläche. Man gleitet über Spiegel, freut sich der Lichter und schwebenden Schatten, freut sich der Reflexe und

schwankenden Bewegungen, freut sich der Bewegung eben, die vielleicht hier zu viel hat, was sonst bei uns zu wenig ist.

In der Unterhaltung mit der Pariserin zeigt sich genau nichts anderes, als was anfänglich geschildert wurde. Dem zu diesem Anfänglichen lehrt für den tiefer Sehenden alles zurück. Die Unterhaltung der Pariserin ist ein liebliches Geplätscher. Es unspielt uns und unspült uns mit leichter Heiterkeit und heiterer Leichtigkeit. Es bestrickt, denn es dient wie alles dem Einen, hat den einen Zweck, das eine Ziel. Wirkung! Nichts wird tiefer aufgethan, nichts gründlicher behandelt — aber über alles wird gesprochen und kann in einer Weise geplaudert werden, daß man sich gefangen geben könnte. Man sagt der Pariserin Sprit nach — es ist aber nur Unterhaltungstalent. Der Geist der Frau spielt keine Rolle. Er thut sich nicht hervor, er bringt nichts in Bewegung, er hämmt sich nicht auf, er fordert nicht. Er ist eingeschläfert wie ein Kind mit Mohnsamen. Er revolutioniert nicht. Da ist die deutsche Frau anders, und die deutsche Frauenbewegung hat eine andre Grundlage, andre Kräfte, andre Waffen, andre Persönlichkeiten. Persönlichkeit im umfassenden Sinne, die die vollen Werte ihres Wesens und die Erkenntnis ihres Rechtes und ihrer Berechtigung in die Bagatelle wirft, ist die Pariserin nicht; sie ist höchstens eine Person, die reizt, die lolettirt und mit den Vorzügen ihrer Erscheinung spielt. Und Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Sie ist Weib — ohne die Mutterchaft, und nur Weib — während die Deutsche Frau, und vielleicht zu viel Frau ist. Ihrer Starrheit und Eingefrorenheit thäte wohl schon ein Tropfen des Blutes der Pariserin nicht schaden. Sie könnte wohl sogar auf diese Art Werte gewinnen, sie könnte ihre Werte flüssiger machen. Ihr Frauliches könnte dadurch in dieser besonderen Sinne weiblicher werden, wie hier das Weibliche frälicher werden müßte. Wozu dort das Körperliche ein Mittel böte, dazu müßte hier das Geistige die Kraft leihen. Nur das Geistige ist, was Würde verleiht, es verneint, es unterdrückt das Geschlecht und das Geschlechtliche nicht, es erlebt es. Es verhindert, daß das Geschlechtliche nur ein Mittel und ein ganzes Geschlecht nur eine Ware wird. Es begnügt sich nicht mit der Galanterie und Platterie des Mannes, sondern verlangt Gemeinsamkeit und — Arbeit! Es beseitigt die Zweideutigkeit der Verhältnisse und schafft die Eindeutigkeit höherer Bewertung und persönlicher Gleichstellung.

Die Pariserin scheint sich nicht dazu aufschwingen zu wollen. Sie ist Ellabin darin und bleibt es — um Herrscherin zu sein. Soll man sie verachten darum? Man bedauert sie. —

Wilhelm Holzamer.

(Nachdruck verboten.)

Mietskasernen im alten Rom.

Die Schätzungen der Bewohnerzahl Roms zur Kaiserzeit gehen weit auseinander, sie schwanken zwischen 800 000 oder noch weniger und 4 Millionen. Nach Belochs Berechnung, die sicherlich eher zu tief als zu hoch gegriffen ist, wohnten durchschnittlich auf einem Hektar 650 Menschen: die Aurelianische Mauer umschloß 1280 Hektar, wobei man freilich die vielen freien Plätze, die großen öffentlichen Bauten und die Wohnungen der Reichen mit ihren zum Teil ausgedehnten Gärten in Betracht ziehen muß. Jedenfalls gab es etwa 46 000 Mietshausungen, dagegen nur 1790 Einzelwohnungen. Die Metropole war im buchstäblichen Sinne des Wortes immer mehr in die Höhe gewachsen, besonders in den verkehrsreichen Armenvierteln, wo sich, wie Grupp in dem kürzlich veröffentlichten ersten Band seiner Kulturgeschichte des römischen Kaiserreichs schreibt, Massenhäuser von überraschender Höhe aufstürmten. Es waren die reinen Mietskasernen. Ein Rhetor sagte, vielleicht mit einiger Uebertreibung, wenn man von Rom nur ein einziges Stadtwerk abtrüge, so könnte die ganze Breite von Italien bis zur Adria mit einer zusammenhängenden Stadt ausgefüllt werden.

Schon zu Hannibals Zeiten hören wir von dreistöckigen Häusern, später aber baute man bis zu sechs Geschossen und darüber. Dabei waren verschiedene Ursachen und Rücksichten im Spiel, an erster Stelle natürlich der außerordentliche Bevölkerungszufluß aus allen Teilen des Reiches und der verhältnismäßig beschränkte Raum, der für Massenhäuser noch dadurch beengt wurde, daß Reiche ganze Häuserkomplexe ankauften und abreißen ließen, um für ihre prächtigen Wohnsitze Platz zu gewinnen. Vielleicht war bei dem Bau hoher Mietskasernen auch die Rücksicht auf die Malaria mitbestimmend, die nur bis zu einer gewissen Höhe schädlich wirkt. Ueberdies fehlte es an billigen Verkehrsmitteln, und deshalb war eine weitere Ausdehnung der Stadt, ein Wohnen in Vorstädten nicht leicht möglich, so daß sich alles zusammendrängte. Grupp meint, auf gleichem Raume wohnten in Rom doppelt so viel Leute, wie heute in Paris, und zwar die weit überwiegende Mehrzahl in der Altstadt um den Palatin. Die Häuser sollten freilich an der Straßenseite nicht höher als 60—70 Fuß sein, aber diese Vorschrift wurde wahrscheinlich nicht selten übertreten, und wenn man sich auch an sie hielt, konnte man es bei der Niedrigkeit der Geschosse doch leicht zu sechs Stockwerken bringen. Jene Bestimmung erstreckte sich auch nicht auf die Hinterhäuser und Hofgebäude. Martial erzählt von einem Dichter, er habe bis zu seiner Wohnung 200 Stufen emporklettern müssen, was mindestens zehn Geschosse voraussetzt.

Wohl oder übel mußte man also im Gegensatz zu der ursprünglichen niederen Bauart der Griechen und Römer, in den überfüllten Stadtviereln sehr hohe Massenwohnungen errichten. „Die eine Bauart war für die Reichen, die andre für die Armen bestimmt. Es drückt sich darin die große Klust aus, die durch die alte Gesellschaft ging. Nirgends spricht sich deutlicher als hier der Gegensatz zwischen arm und reich aus; der Unterschied ist viel bedeutender als in den heutigen Großstädten, wo nahezu alles Mietskasernen bewohnt.“ An Bequemlichkeit und Sicherheit ließen die Mietskasernen im alten Rom sehr viel, wenn nicht alles zu wünschen übrig. Die Grundmauern waren dünn, die oberen Stockwerke hatten keine Ziegelwände, sondern bestanden aus Holz- und Fachwerk. Bei Vorfälligkeit besaßen die Hausbesitzer sehr selten mit der nötigen Ausbesserung, umso weniger, da keine Behörde sie dazu zwingen konnte. Häuserinsturze gehörten deshalb keineswegs zu den Seltenheiten. Gegen Hitze und Kälte und sonstige Unbill der Witterung boten die dünnen Wände nur geringen Schutz. Vor Feuersgefahr mußte man umso mehr auf der Hut sein, da es ein Löschwesen in unsrem Sinne nicht gab, und wer sich auf die Polizei, die gerne ihre Vollmacht dazu mißbrauchte, um in den Straßen herumzuschneffeln, gegen Diebe und Einbruch verließ, war schlecht beraten, denn die Wächter der öffentlichen Ordnung ließen sich leicht dazu bestechen, ein Auge oder gar beide zuzubrüden. Um sich wenigstens mit einiger Ruhe gegen Diebes- und Feuersgefahr zur nächsten Ruhe niederlegen zu können, unterhielten zunächst reiche Leute, später aber auch zur Miete wohnende auf eigne Kosten Nachwächter, die Glocken trugen und sich gegenseitig damit Zeichen gaben, wenn irgend eine Gefahr im Anzuge war.

Man nannte die Massenwohnungen im alten Rom nicht unzutreffend „Zufeln“, denn es waren gleichsam für sich abgeschlossene Welten, da die Häuser keine gemeinsamen Zwischenwände haben durften. Die Bezeichnung „Mietskasernen“ paßte deshalb auf sie vielleicht noch besser, als auf die heutigen. Ueber Hofumbauten mit Säulenhallen erhoben sich die Stadtwerke. In den Läden und Schänken waren Aufwindungen zu sehen, Schilder priesen Waren an, ausgehängte Weinflaschen zeigten durstigen Seelen den rechten Weg. Das Bild einer laufenden Frau ließ eine Kleiderhandlung für Frauen erkennen. Von den zur ebenen Erde gelegenen Räumen führte nach den oberen Geschossen eine feste Leiter, deren Sprossen durch schmale Bretter ersetzt waren. In eine einheitliche Treppe darf man nicht denken, dazu waren die Häuser, wie zum Teil heute noch in Rom, viel zu verwickelt gebaut. In den einzelnen Stockwerken wohnten oft mehrere Familien friedlich oder feindselig nebeneinander, meistens nur durch Vorhänge getrennt. Die Wohnräume waren so eng, daß man sich kaum aufrecht darin bewegen konnte, und dem entsprach in den weitaus meisten Fällen ihre dürftige Ausattung. Ein Tisch, ein Bettgestell oder statt dessen nur eine Matte, ein Krug, eine Laterne, eine Pfanne, eine Lampe, eine Toga oder ein Mantel für den Tag und die Nacht: das war bei sehr vielen die ganze Habe.

Und für solche elenden Wohnungen mußte ein verhältnismäßig sehr hoher Mietspreis bezahlt werden, der sich unter Umständen bis zum Zehnfachen dessen steigerte, was Nahrung und Kleidung zusammen kosteten. Daran war hauptsächlich die Spekulation schuld, die auf die schamlose Weise das Mißverhältnis zwischen der Zahl der Mieter und den vorhandenen Wohnungen ausbeutete. Die Verteuerung fing natürlich schon bei den Bauplänen an, mit Recht spricht Pöschmann in seiner Schrift „Die Ueberbevölkerung der antiken Großstädte“ von Baustellenwucher im alten Rom. Am gewissenhaftesten in dieser Hinsicht scheint es Crassus getrieben zu haben, der dadurch hauptsächlich zu seinem ungeheuren Reichtum kam und schließlich halb Rom sein eigen genannt haben soll. Cäsar mußte für einige Quadratmeter 10 000 M. zahlen. Und zu den Baustellen- und Häuserpekulanten gesellten sich noch ihre Mittelsmänner, Agenten, die bis zu 30 Proz. verbienten und vielfach nicht direkt mit den Mietern in Verbindung traten, sondern die Häuser an Afterpächter vergaben. Man darf sich deshalb nicht darüber wundern, daß oft die Hälfte des Mietserrtrages in den Händen der Zwischenmänner haften blieb, und daß die hohen Mietspreise nicht selten Unruhen verursachten. Zu denen, die unter die Dachziegel verschlagen wurden, dorthin, „wo die Tauben nisten“, scheinen auch die Schulmeister gehört zu haben. Mietserrlasse und Mietserrreduktion waren deshalb in den Parteikämpfen ein äußerst wirksames Agitationsmittel. Nach dem Triumph ihrer Sache dekretierten Cäsar und Octavian zur Freude der ärmeren Mietsbevölkerung, aber zum Schrecken der Hausbesitzer einen einjährigen Erlaß aller kleineren Mieten bis zum Ertrage von 2000 Sesterzen (435 M.).

Der Hauptzugstermin war der 1. Juli. Martial spricht von der „Schmach des 1. Juli“, wobei er natürlich die Hartherzigkeit der Hausbesitzer im Auge hat. Manche arme Familie, die den Mietszins nicht mehr zahlen konnte, wurde an diesem Tage erbarmungslos auf die Straße gesetzt. Da schließlich, wie Martial es schildert, ein Mann und eine Frau, die durch Hunger ausgemergelt waren, daher, schleppten eine Bettstelle mit drei Beinen, einen Tisch mit zwei Beinen, altes Gerümpel, zerbrochenes Geschirr und einen nach schlechten See-fischen riechenden Topf mit sich.

Fritz König.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Kleines feuilleton.

— Ein Geschäft. Ueber den originellen Verlauf eines Scheidungsprozesses berichtet aus Wien das dortige „Extrablatt“: Die Hausbesitzerin Franziska B. steht als Klägerin vor einem Zivilsenat und begehrt nach zwölfjähriger Ehe die Scheidung von ihrem Manne, der nichts arbeitet, sich von ihr erhalten läßt und oft excediert. Der Ehemann erklärt, daß er nur gegen eine anständige Abfertigung in eine einberständliche Scheidung willige.

Der Vorsitzende redet der Frau zu, ein Opfer zu bringen, da dies der kürzeste Weg zur Scheidung wäre, denn andernfalls könnte ja der Instanzenzug noch ein Jahr oder länger in Anspruch nehmen. Die Frau ist bereit, den Gatten mit 500 Kronen abzufertigen, dieser begehrt aber noch als Draufgabe die halbe Einrichtung.

Präs. (zur Frau): „So geben Sie das noch zu!“

Frau: „Ich hab' ja alles allein gekauft!“

Präs.: „Bedenken Sie Ihren Vorteil!“

Frau: „Es ist aber nur ein Kasten, ein Tisch und ein Bett da, ich kann ja das nicht in Hälften teilen!“

Präs.: „So geben Sie noch etwas in Geld zu!“

Mann: „Sie soll mir 600 Kronen geben!“

Präs.: „Sie müssen aber dann versprechen, ihr Ruhe zu geben!“

Frau: „Und nie mehr ins Haus zu kommen.“

Mann: „Damit bin ich ganz einverstanden!“

Frau: „Aber 600 Kronen is viel Geld!“

Präs.: „Denken Sie an die Raschheit!“

Frau: „Na, meinertwegen! Aber er muß gleich heut ausziehen!“

Mann: „Gleich nach der Verhandlung! Auf's Ehrentwort!“

Der Vergleich wird protokolliert, das Paar entlassen. Draußen ruft der Mann: „Die Frau bin i los und extra krieg i no dreihundert Gulden! Zuckhe!“

cc. Eskimo-Musik. Die Grönlandforscher sprachen schon immer von den hübschen Stimmen der Eskimos und bewunderten ihr feines Gehör. Den ersten Bericht darüber erhielten wir von einem Reisenden, der 1818 einen Eskimostamm nördlich von Cape York beobachtete und der von merkwürdigen Tänzen sprach, die von ähnlichen wilden Körperverzerrungen begleitet waren, wie das bei den Tänzen wilder Völker überall der Fall ist. Besonders amüsant erschien ihm die Sitte, das jeweiligen zwei Tänzer die Nasen gegeneinander rieben, in wiederholtes Gelächter ausbrachen und dann vom Schauplatz abtraten. Auch Kane brachte von seiner Expedition 1853 bis 1855 eine ähnliche Schilderung mit. Eine richtige Vorstellung der Eskimo-Musik gab aber erst Stein 1900, worüber auch der „Globe“ berichtet.

Die Festlichkeit spielt sich in folgender Weise ab: Zuerst tritt ein Sänger hervor, der eine Trommel von der internen Seite mit einer Waldfischrippe bearbeitet. Er singt und tanzt dazu, indem er den Körper nach vorn und nach der Seite wiegt, die Zuschauer machen seine Bewegungen mit und begleiten seinen Gesang in einer tieferen Tonlage, aus ihrem Kreise tritt dann ein zweiter hervor, hängt sich über den ersten, hält zwischen den Fingern seiner beiden Hände einen kurzen Stod festrecht, beschreibt mit dessen oberem Ende einen Kreis, dann rufen beide in hohen Tönen: Wel! Wel! lachen und laufen auseinander, indem der zweite sich dann der Trommel bemächtigt. Das geht bis ins Unendliche weiter. Interessanter aber als diese Sitte sind die Lieder selber, deren Melodie Stein auch teilweise aufzuschreiben vermochte. Sie werden in charakteristischen, summendem Ton gesungen, so daß man sie schon in ganz geringer Entfernung nicht mehr hört. Sie tragen alle den Namen irgend eines Tieres, das Lied des Schneehuhns, des Hasen, des Quäcks etc., und bringen die Empfindungen zur Darstellung, die man dem betreffenden Tier, dem Leben und dem Menschen gegenüber zuschreibt. So beklagt sich z. B. in einem der am meisten gesungenen Lieder die Schneeammer über die Ungezogenheit der Eskimofinder, die sie vertreiben und hegen. In einem aber zeichnen sich diese Lieder von den Liedern aller Nationen aus, sie werden nämlich im Wortlaut von den Sängern nicht verstanden, da sie in der altertümlichen Sprache der Vorfahren komponiert sind, die sich nur noch in religiösen Liedern und Gesängen erhalten. Man müßte erst verschiedene Eskimodialekte vergleichen, bis man die Lieder verstehen könnte. Stein berichtet, daß auch bei den Eskimos die guten Sänger nicht Schätze sammeln, sein Gewährsmann, der ihm so viel mitteilte, als er selber wußte, war ein so armer Teufel, daß er nichts besaß, als die Kleider auf dem Leibe und daß er nur von der Mildthätigkeit lebte, die sein Gesang zu erwecken wußte.

Büchereinkauf.

— S. Haller: „Die echten hebräischen Melodien“. 4. Aufl. 2. Aufl. Breslau. Schlesijsche Verlags-Anstalt v. S. Schottländer. —

— Mite Kremniß: „Fatum“. Erzählung. Breslau. Schlesijsche Verlagsanstalt v. S. Schottländer. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 29. März.